

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1915-1916)

Artikel: Der Heimatlose
Autor: Burg, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917318>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER HEIMATLOSE

Ich machte seine Bekanntschaft auf einer Fahrt von Olten nach Luzern. Dem Zufall, der uns dazu veranlasste, ein Gespräch zu beginnen, war ich dankbar, denn das Antlitz meines Gegenübers hatte mir gleich beim ersten Anblick das tiefste Interesse eingeflößt, nicht durch außergewöhnliche Züge, sondern durch den Ausdruck von tiefem, schmerzlichem Ernst, der darauf stand und der meine gewöhnliche Beobachtungslust sofort in wirkliche Teilnahme verwandelte. Nachdem wir ein paar Phrasen gewechselt, fragte er mich unvermittelt:

„Sind Sie neutral?“

„Gewiss, ich bin ja eine Schweizerin.“

Darauf schüttelte er wehmütig den Kopf.

„Ich habe noch keinen Schweizer getroffen, der wirklich neutral gewesen wäre. Sie werden alle leidenschaftlich, wenn man von der einen oder andern Partei spricht.“

„Nun ja, man hat so seine Sympathien“, meinte ich.

„Man hat seine Sympathien“, wiederholte er; „aber sehen Sie, das bedingt, dass man Antipathien hat. Man hat nicht das Eine ohne das Andere, also kann man nicht neutral sein.“

Ich zuckte die Schultern.

„Man bestrebt sich, es so viel als möglich zu sein.“

Er sah mich plötzlich mit einem Blick an, der seinem Ausdruck etwas Gespanntes gab, mit einem durchdringenden, forschenden, und zugleich fast ängstlichen Blick.

„Wenn ich Sie etwas frage, wollen Sie mir antworten? Ich frage Sie nicht, wen Sie lieben, sondern, wen Sie hassen? Hassen Sie die Deutschen?“

„Nicht im geringsten.“

„Hassen Sie die Franzosen?“

Unter dem inquisitorischen Ton dieser Frage hatte ich Mühe, ein Lächeln zu unterdrücken.

„Nein, ich denke nicht daran, die Franzosen zu hassen.“

Da tat er einen tiefen Atemzug.

„Gott sei Dank, dann kann ich mit Ihnen sprechen. Wenn Sie mir erlauben, will ich Ihnen meine Geschichte erzählen.“

Ich versicherte ihn, dass mich sein Vertrauen ehre, und er hub an:

„Ich bin von Geburt ein Deutscher. Vor fünfunddreißig Jahren kam ich nach Paris. Ich sollte mich dort nur vorübergehend aufhalten, aber aus Gründen, die nichts zur Sache tun, blieb ich dort. Ich gründete ein Geschäft, lebte zufrieden als Junggeselle, hatte einen Freundeskreis, machte alljährlich eine Reise nach Deutschland, wo ich meine Verwandten besuchte und wurde so nach und nach Franzose. Zu Hause neckte man mich damit, aber niemand grollte mir deswegen. Ich liebte Paris, liebte französischen Geist, französische Grazie. Ich sah mit Interesse, mit Stolz die Eigenart der beiden Völker, meines Volkes und desjenigen, in dem ich mich heimisch gemacht, nebeneinander bestehen und wachsen. Ich freute mich, zu sehen, dass die Elitemenschen beider so verschiedenen Nationen doch ein und dasselbe hohe Ziel anstrebten, Fortschritt, Veredlung, Erhebung der Menschheit. Dann kam der Krieg. Alles bekam mit einem Schlage ein anderes Gesicht. Ich zitterte und fühlte für Frankreich, vergessend, dass es nicht mein Land war. Aber da begannen die trüben Wellen des Hasses mir entgegenzuschlagen. Meine besten Freunde verstand ich nicht mehr. Sie ergingen sich in leidenschaftlichen, übertriebenen, ungerechten Schmähungen gegen Deutschland. Da konnte ich nicht mittun, es ging nicht. Das merkten sie, ihre Blicke wurden scheel; sie drückten mir die Hand nicht mehr. Es schwoll in mir auf: Zorn, Bitterkeit, Schmerz. Ich dachte, das ist das Blut, das macht sich geltend, du bist ein Deutscher, du musst ein Deutscher sein, jetzt zeigt sich deine Natur.

Ohne lange zu überlegen, packte ich meine Sachen, schloss mein Geschäft und verließ Paris.“

Nach diesem Worte hielt der Fremde einen Augenblick inne und blickte aus dem Fenster. Ich sah, dass es in seinen Zügen zuckte.

„Ich verließ Paris,“ fuhr er fort, „es wäre unnütz, wollte ich Ihnen beschreiben, mit was für Gefühlen — kurz, es war ein *Abschied*, und Sie wissen vielleicht, was dies Wort bedeuten kann. In Genf, in Lausanne machte ich Halt. Hier hoffte ich aufzuatmen, mich zu sammeln; aber auch da dasselbe, gemäßigt wohl, aber doch fühlbar, Hass gegen Deutschland. Er lag in der Luft, selbst wo er nicht ausgesprochen wurde. Vielleicht auch waren meine Nerven zu angespannt, zu empfindlich. Ich setzte meine Reise fort. In der deutschen Schweiz wurde der Ton nach und nach anders,

ich hörte viel über Frankreich, England, Russland schimpfen und glaube, dass mich das vorübergehend befriedigte. Dann kam ich nach Deutschland zu meinen Verwandten. Eine ungeheure Hochstimmung empfing mich. Flammende Kriegsbegeisterung umlohte mich. Der Taumel riss mich fort; ich war stolz, einem Volke anzugehören, das sich so in eiserner Geschlossenheit dem Feinde entgegenwarf. Aber dann stieg die Frage in mir auf: Wer ist dieser Feind? Besteht er nicht aus Völkern, deren beste Vertreter dasselbe anstreben, wie die Höchststehenden in Deutschland? Wenn sich Deutschland mit solcher Wucht, mit solcher Einheit einem wirklichen Feinde, einem Feinde der Menschheit entgegenwerfen wollte, wie begeistert wollte ich mittun. So aber stand vor meinen Augen das Frankreich, das ich fünfunddreißig Jahre lang geliebt, bewundert hatte, und das sich jetzt in der Stunde der Not so groß und heldenhaft gezeigt hat, das Paris, wo ich den größten und schönsten Teil meines Lebens zugebracht. Mein Rausch verflieg. Hinter der Begeisterung, die mich umlohte, sah ich die grinsende Fratze des Hasses. Und auf einmal wusste ich: du kannst nicht mit.“

Der Mann neigte sich vornüber und stützte den Kopf mit einem Stöhnen in die Hände.

„Da habe ich erfahren, dass ich heimatlos bin,“ sagte er, „Sie können mir das nicht nachfühlen, Sie können die Leiden nicht erfassen, die mein Herz foltern. Nicht der ist heimatlos, der Haus und Hof verlor, der im fremden Land am Wanderstabe geht, nur der ist heimatlos, dessen Herz, dessen Gedanken, dessen beste Gefühle keinen Ort mehr finden, wo sie wurzeln können. Der Hass hat mich heimatlos gemacht. Ich habe wohl noch ein Vaterland, aber keine Heimat mehr. Verstehen Sie den Unterschied? Heimat, das ist etwas weiches, warmes, unendlich süßes, es ist das Herz einer Mutter, das nur liebt, tröstet, heilt und gibt. Das Vaterland aber ist heute zu einer strengen, unerbittlichen Gottheit geworden, die alles verlangt; nicht nur Gut und Blut — was wäre das? — sondern die heiligsten Gefühle des Herzens, die Ideale, die Überzeugung, die große, befreiende, alles umfassende Empfindung, Mensch zu sein; — all das verlangt das Vaterland zum Opfer. Ich sehe einen Gegensatz zwischen Mensch und Patriot. Heute muss jeder das eine *oder* das andere sein. Muss diese Wahl nicht das Herz zerreißen? Man sagt und predigt dir: du darfst nicht

mehr Du sein, du musst dein Ich hineinfließen lassen in den großen Strom „Nation“, damit diesem Strom auch nicht ein Atom von dem verloren gehe, was ihm zukommt, damit er herrlich werde und stark genug, andere Ströme zu überfluten. Tust du es nicht, so wird man dich verachten. Und weil das geheimnisvolle Band, das seit Jahrtausenden die Menschen mit dem Boden verknüpft, auf dem sie geworden sind, auch dein Herz umschlingt, so wirst du es tun. So ähnlich sprach man zu mir in Deutschland. Und wenn ich nun das nicht will, nicht kann, bin ich dann ein Selbstsüchtiger, ein eitler Tropf? Wenn ich mein Herz nicht verleugnen will, wenn ich meine im langsamen Vorwärtsschreiten errungene Überzeugung, dass über der Nation die Menschheit steht und dass der, welcher für die hohen Ziele der Menschheit kämpft, höher gilt als der, welcher nur eine Nation vertritt, nicht aufgeben will, bin ich dann ein eitler Tropf? So nannte man mich in Deutschland, und man warf mir vor, ich sei angekränkelt vom französischen Geiste und nicht wert, ein Deutscher zu sein.“

Abermals machte er eine Pause. Er presste die Lippen zusammen und sein Blick war nach innen gerichtet. Er schien noch einmal alle Leiden der letzten Zeit durchzukosten und hub dann aus diesen Gedanken heraus wieder an:

„Ich habe vieles gelesen in den Blicken meiner Landsleute — Staunen, Spott, Verachtung, manchmal Mitleid. Hie und da fand ich wohl Einen, mit dem ich ruhig sprechen konnte, der mich zu verstehen schien; dann atmete ich auf, ruhte mich aus in diesem Verstehen. Aber es kam immer ein Augenblick, wo aus der scheinbar so klaren Seele des Andern eine kleine, zischende Flamme hervorschoss, der Hass. Manchmal auch traf ich Einen, dem etwas in den Augen stand, das mich warm berührte, sodass ich Lust bekam, mit ihm zu sprechen, in der Überzeugung, einen verwandten Klang in ihm erwecken zu können. Aber er blieb stumm; ich sah, wie er sich zwang, stumm zu bleiben, er hatte dem Vaterland sein Opfer gebracht. Oder es kam vor, dass einer von den Vielen, die Frankreich nur als Opfer seiner Verbündeten betrachten, mir offen gestand: Frankreich, das wir anfangs bemitleideten, bedarf dieses Mitleides nicht, denn es ist groß und bewunderungswürdig. Aber es brauchte nur irgendwoher ein gewisser Wind zu blasen, so stieg auch in ihm das Feuer des

Hasses auf und verbreitete Rauch und Dunst, der alles zudeckte. Ich konnte nicht in Deutschland bleiben. Glauben sie mir, ich liebe mein Vaterland. Vielleicht liebe ich es besser, als ich es je geliebt habe, trotzdem ich auch Frankreich liebe. Wenn ich französische Zeitungen lese, sehe ich, dass auch dort neben den Stimmen der Empörung hie und da ein leiser Ton sich hervorwagt, der wie Balsam auf heiße, heiße Wunden fällt, ein Ton, der verrät, dass es dort Herzen gibt, die bereit sind, von sehr hoher Warte aus den Feind zu beurteilen, als wäre er nicht der Feind, sondern das Volk, das seine Kraft nicht nur aus Zahlen und Maschinen, nicht nur aus Organisation und Disziplin, sondern aus lebendiger Seele schöpft. Aber dieser Ton wird übertönt von dem Schrei der Not und der Rache.

Wäre ich in Deutschland geblieben von Jugend auf, so wäre ich jetzt wohl ein Deutscher mit allen Fasern meines Wesens. Aber es ergreift mich ein Schauer, wenn ich denke, dass auch ich dann von Erbitterung erfüllt wäre gegen Frankreich, das ich liebe. Dorthin kann ich nicht zurückkehren, in Deutschland kann ich nicht mehr bleiben, denn überall schlagen mir die Wellen des Hasses entgegen, die mich ersticken. Und selbst in Ihrem Lande ist es dasselbe. Wo nicht direkt Partei ergriffen wird, herrscht doch eine Verwirrung der Gefühle, die keine ruhige und objektive Anschauung der Dinge mehr gestattet. Man sagte mir, dass man in Luzern ganz deutsch gesinnt sei. Und weil ich ein Deutscher bin, wird man mir gegenüber daraus kein Hehl machen. Ich weiß, daß ich in vierzehn Tagen fliehen muss, irgendwohin nach der französischen Schweiz, und von dort abermals in vierzehn Tagen, — wohin?“

Ich betrachtete den Mann mit inniger Teilnahme. Ich versuchte, ihm zu raten, indem ich ihm vorschlug, sich doch in der Schweiz fest niederzulassen und sich nicht um die Meinung der Menschen zu bekümmern.

Er lächelte müde.

„Ich muss mich darum bekümmern, ich kann niemandem entgentreten, ohne mich zu fragen: auf welcher Seite steht er? Und mag er stehen, wo er will, so verletzt er durch Verurteilung der andern Partei mein Herz.“

„Aber dieser Zustand wird nicht ewig dauern, und nach dem Krieg wird das gegenseitige Verstehen wieder einsetzen.“

„Ich bin alt,“ erwiderte er, „das Hassgeschwür, das dieser Krieg gezeitigt, kann in Jahrzehnten nicht ausheilen, ich werde die Heilung nicht erleben, ich werde heimatlos bleiben.“

Wir waren in Luzern angelangt. Ich hatte das herzliche Verlangen, dem Fremden einen Trost zu bieten, aber ich fühlte selbst, dass all meine Worte eben nur Worte waren.

Er reichte mir die Hand.

„Ich danke Ihnen; es hat mir wohlgetan, mich aussprechen zu können, ohne dass Sie versucht hätten, mir die Schuld Deutschlands oder seiner Gegner am Weltkrieg zu beweisen. Sagen Sie Ihren Brüdern, sie möchten sich freuen, dass sie noch das Recht haben, neutral zu sein, und sie möchten von diesem Recht ausgiebig Gebrauch machen zum Wohle der Heimatlosen, wie ich einer bin.“

AARBURG

ANNA BURG



DIE ENTWICKLUNG PREUSSENS VON 1864 BIS 1916

Seit dem Jahre 1864 sind alle übrigen europäischen Ereignisse hinter einem einzigen ununterbrochenen Werdegang zurückgetreten: *Der Aufstieg Preußens zum dominierenden Militärstaat in Europa*. 1864, 1866, 1870/71 sind die großen Marksteine in dieser Entwicklung, und die Kriegsergebnisse von 1914/16 beweisen, dass keine europäische Großmacht es seit 1871 hätte wagen können, ohne die Hilfe *mehrerer* Bundesgenossen in einen Krieg mit Deutschland einzutreten. Heute wissen wir noch nicht, ob 1914 der Endpunkt dieses riesigen Aufschwungs ist, oder ob diese Tage das Werden eines noch größeren und noch stärkern Reiches in sich bergen, dem gegenüber auch eine Koalition von Großmächten sich zu beugen hätte.

1864

Der Vertrag vom 8. Mai 1852 garantierte die Unabhängigkeit und Integrität Dänemarks durch Preußen und Österreich. Was bedeutete aber ein papierener Vertrag gegenüber dem großen Faktor der bevorzugten geographischen Stellung dieses kleinen Landes? Preußen konnte niemals an einen Durchstich der däni-